



Liebe Schwestern und Brüder,

wenn ich mit Menschen über das Sterben rede, dann merke ich, dass die Vorstellungen über das, was eine gute Sterbestunde ist, ziemlich weit auseinandergehen. Da gibt es diejenigen, die ganz klar sagen: Es soll auf jeden Fall schnell gehen. Sie wollen nichts davon merken. Zack – und weg. Das ist ihr Ideal.

Wenn ich an manche Begegnungen im Altenheim denke, an manche Menschen, die viele Jahre lang an einer schweren Krankheit leiden und – zumindest von außen betrachtet – nur noch wenig Lebensqualität haben, dann kann ich den Wunsch, dass es so kommen soll, verstehen. Wer möchte schon jahrelang im Bett liegen, unfähig, sich zu äußern, vierundzwanzig Stunden am Tag auf Hilfe angewiesen?

Und doch: Ganz wohl ist mir beim Gedanken an einen plötzlichen Tod nicht. Zu oft habe ich schon erlebt, wie hart der die Angehörigen trifft. Man ist überhaupt nicht vorbereitet. Vielleicht ist man sogar noch in einem Alltagsstreit auseinandergeschieden – und dann die Nachricht: Nichts mehr zu machen, nichts mehr zu reden, aus und vorbei. Das ist doch schrecklich. Wo soll man da hin mit all seinen Gefühlen?

Doch es gibt einen Mittelweg zwischen den beiden Extremen: Wenn ich an eine gute Sterbestunde denke, kommen mir solche Momente in den Sinn wie die bewusst gefeierte Krankensalbung, bei der die ganze Familie dabei ist. Vor knapp drei Wochen habe ich das das letzte Mal im Krankenhaus erleben dürfen. Bis hin zum kleinen Urenkelkind waren alle da. Es war sehr emotional. Es war auch traurig, weil klar war, dass es keine Heilung geben würde, dass das Überleben nur noch eine Frage von Stunden war. Aber die Liebe in diesem Krankenzimmer war förmlich mit den Händen zu greifen. Es war nicht leicht – für keinen der Beteiligten –, aber es war auch sehr gut so. Der Tod kam dann übrigens nicht, als alle da waren, sondern in den frühen Morgenstunden. Doch ich glaube, allein ist dieser Mensch trotzdem nicht gegangen. Sein Herz war voll von dem, was er zuvor erlebt hatte – und ist das nicht das Beste, was man auf seinen letzten Weg mitnehmen und dabei auch anderen mitgeben kann?

Was ich Ihnen da erzählt habe, kann nicht der Weg von jedem sein. So individuell wie unser Leben ist auch sein Ende. Aber ich finde, das, was ich Ihnen gerade berichtet habe, zeigt, wie bedeutsam und was für eine Gnade ein bewusstes Sterben und Abschiednehmen sein kann.

Damit sind wir beim Heiligen Josef angelangt. Papst Franziskus bezeichnet ihn in seinem Apostolischen Brief vom Dezember letzten Jahres als „Vater im Annehmen.“ Er schreibt: „Das geistliche Leben, das Josef uns zeigt, ist nicht ein Weg, der erklärt, sondern ein Weg, der annimmt. Nur von dieser Annahme her, von dieser Versöhnung her können wir auch eine größere Geschichte, einen tieferen Sinn erahnen. Es scheint wie ein Widerhall der leidenschaftlichen Worte Ijobs, der auf die Forderung seiner Frau, sich gegen all das Böse aufzulehnen, das ihm widerfährt, antwortet: »Nehmen wir das Gute an von Gott, sollen wir dann nicht auch das Böse annehmen?« (Ijob 2,10). Josef ist kein passiv resignierter Mann. Er ist ein mutiger und starker Protagonist. Die Fähigkeit, etwas annehmen zu können, ist eine Weise, wie sich die Gabe der Stärke, die vom Heiligen Geist kommt, in unserem Leben offenbart. Nur der Herr kann uns die Kraft geben, das Leben so anzunehmen, wie es ist, und selbst dem, was darin widersprüchlich, unerwartet oder enttäuschend ist, Raum zu geben.“

Was der Papst hier als bedeutsam für das Leben des heiligen Josef beschreibt, ist auch bedeutsam für unser Sterben. Wir werden keine Erklärung erhalten, warum es auf eine bestimmte Weise und zu einem bestimmten Zeitpunkt beginnt, aber wir können lernen, es wie Josef anzunehmen. Dieses Annehmen heißt nicht einfach passiv zu sein, sondern es ist im Gegenteil sehr realistisch und dabei gleichzeitig offen für die Anregungen und die Hilfe von Gottes Geist, für den Geist der Liebe, für das Einzige, was auf unserem letzten Weg wirklich zählt.

Was ist eine gute Sterbestunde? Ich würde sagen: Es ist eine angenommene Sterbestunde. Das gilt auch für die, bei denen der Tod plötzlich kommt. Da ist die Arbeit des Annehmens für die Angehörigen oft langwierig und schwer, denn sie muss hinterher erfolgen. Aber gerade der heilige Josef hat Erfahrungen, die auch hier helfen können: Denn musste er nicht lernen, seinen von Gott durchkreuzten Lebensplan im Nachhinein anzunehmen? Es ist das Bemerkenswerte beim heiligen Josef, dass ihm das gelingt, und dass er so einen verborgenen Sinn im Leben entdeckt, der nicht einfach aus ihm selbst heraus kommt.

„Josef, Sohn Davids, fürchte dich nicht!“ (Mt 1,20) So hat der Engel Gottes Josef angesprochen – und die Heilige Schrift ist vom Alten bis ins Neue Testament voll von ähnlichen Aufforderungen. Hunderte Male ergingen sie an die Menschen biblischer Zeiten – und sie meinen auch uns, und zwar gerade angesichts dessen, dass auch unser Leben eine letzte Stunde haben wird.

Seit dem 17. Jahrhundert wird in der Kunst häufig der Tod Josefs dargestellt – oftmals im Schoß seiner Frau Maria und an der Hand seines Sohnes Jesus. Es ist ein ungemein tröstliches Bild, doch es ist ein Produkt menschlicher Phantasie. Vielleicht waren die Umstände seines Todes gar nicht so ideal. Wir wissen es nicht, ja können es aufgrund der Quellenlage gar nicht wissen. Wirklich trösten darf uns aber das, was wir von Josef in der Bibel lesen können: Dass er der „Vater im Annehmen“ war. Das macht ihn zu einem guten Patron für unsere letzte Stunde – egal wie sie aussehen mag.